

Verbundkatalog Kalliope

Mein letzter Tag mit Ernst Toller.

Mann, Klaus

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Bureau Ains. August 1939

Literarische Monatschau.

311

Herr Klaus Mann, der bekannte deutsche Schriftsteller, hat die Güte gehabt, uns den folgenden Artikel zum alleinigen Abdruck in deutscher Sprache zu übersenden; dieser wird ausserdem nur noch in einer anderen Revue in englischer Uebersetzung erscheinen. Unsere Leser werden ihm herzlichen Dank dafür wissen. Sie werden bewegt sein von den tief empfundenen Worten, die der Autor seinem im Kampf gegen die moderne Barbarei gefallenen Mitstreiter weihet, und gleichzeitig erfreut über das Reizvolle des so plastisch geschilderten Milieus.

Unsere eigene Abhandlung, die eine literarhistorische Würdigung der beiden Dichter, Ernst Toller und Joseph Roth, geben soll, müssen wir deshalb nochmals zurückstellen.

MEIN LETZTER TAG MIT ERNST TOLLER.

← 9. Versuch

Von Klaus Mann

Die Sitzungen des P.E.N.-Clubs im Rahmen der New Yorker World's Fair waren zu Ende. Der Höhepunkt war ein solennes Dinner, zu Ehren des französischen Schriftstellers Jules Romains, im Hotel Plaza gewesen. Ernst Toller hatte die deutschen Kollegen dem internationalen Kreis der Gäste vorgestellt. Ehe er unsere Namen nannte, gedachte er, mit ein paar einfachen und sehr rührenden Worten, derer, die nicht mehr unter uns sind: Er sagte: "Es sind viele gefallen, viele sind Opfer geworden." Er meinte Erich Mühsam und Carl von Ossietzki und Kurt Tucholsky, und hundert andere. Er meinte die Märtyrer. Er hatte keinen der gefallenen Freunde vergessen. Er stand am festlich gedeckten Tisch und sprach zu ihrem Ruhme mit einer menschlich bewegten, schönen und starken Stimme.

Als Abschluss der P.E.N.-Geselligkeiten war die gemeinsame Reise nach Washington arrangiert worden. Wir hatten sehr artig gedruckte Einladungskarten aus dem Weissen Hause bekommen: "Mrs. Roosevelt requests the pleasure of the company of Mr. ..."; dann folgte der Name — nicht geschrieben, sondern gedruckt, wie der übrige Text. Es sah recht schmeichelhaft aus.

Wir trafen uns, ziemlich früh am Morgen nach dem Plaza-Dinner, an einer bestimmten Stelle der grossen Halle von Pennsylvania Station. Das Ganze kam mir etwas wie ein Schulausflug vor, die freundlich-emsigen Sekretäre des Clubs agierten wie die Lehrer, denen es obliegt, eine unruhig auseinander-strebende Klasse immer wieder zu sammeln. — Ich er-

innere mich, dass Ernst Toller der Erste war, den ich an diesem Morgen begrüsst. Er schien mir entschieden besserer Laune zu sein, als sonst meistens während der letzten Wochen. Seit dem Beginn dieses Jahres hatte seine Traurigkeit, von der er periodisch wie von einer Krankheit heimgesucht ward, wahrhaft bestürzende Grade erreicht. An jenem Morgen aber lächelte er. Die Art seines Lächelns ist unvergesslich. In den schönen Augen blieb der Schatten einer sanften Dürsterkeit, während der Mund sich rührend Mühe gab, heiter zu sein; und selbst die etwas schief nach vorn gehaltenen Schultern schienen um Verzeihung dafür zu bitten, dass er beim besten Willen keine wahre Lustigkeit mehr aufbringen konnte.

Während der Fahrt nach Washington unterhielt ich mich wenig mit ihm. Unsere Reisegesellschaft hatte einen eigenen Wagen im Zug zur Verfügung gestellt bekommen —: ein ganzer Eisenbahn-Waggon, voll von Schriftstellern aus aller Herren Länder... Eine Weile sah ich Ernst Toller mit den Pariser Kollegen sitzen: mit Jules Romains und André Maurois, die ihre elegant beschwingte französische Konversation machten. — Beide sehr würdig, sehr distinguiert, mit den grossen Rosetten der Légion d'Honneur hohen Funktionären des Diplomatischen Dienstes ähnlich. — Von deutschen Autoren gab es in unserer Gruppe Alfred Döblin und Arnold Zweig, Annette Kolb — die halb Französin ist — und den Dramatiker Bruckner, Prinz Hubertus zu Löwenstein mit Prinzessin Helga. Oesterreich war durch Raoul Auernheimer repräsentiert,

der Monate lang im Konzentrationslager Dachau gewesen ist. Man hörte die skandinavischen Sprachen und viel Spanisch; denn die südamerikanischen Republiken waren reichlich vertreten. Von den amerikanischen Freunden waren relativ wenige mitgekommen; die Nobelpreisträgerin Miss Pearl Buck und die Autorin des ebenso erfolgreichen wie umstrittenen Buches "Reaching for the Stars", Nora Wahl, die beide für den PEN-Club gesprochen hatten, fehlten bei unserem Ausflug — wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht. Robert Nathan war da, dem ich die aller-aufrichtigsten Komplimente über sein charmantes und gütig-gescheites Buch "Winter in April" machen konnte, und Henry S. Canby, und noch ein paar andere. Und es gab den Italiener Max Ascoli, und Ralph Bates, und meine sehr liebe alte Freundin, die Dänin Karin Michaelis, und den Schweizer Hermann Kesser, dessen Tayllerand-Drama ich vorigen Sommer in Basel gesehen hatte, mit Albert Bassermann in der Hauptrolle. Dorothy Thompson war mit dem Nachtzug nach Washington voraus gefahren. Sie erwartete uns im Weissen Haus.

Es war Mrs. Roosevelt, die uns in das Arbeitszimmer des Präsidenten führte. Sie erklärte: "Er hat keine Zeit, das Lunch mit uns zu nehmen — und übrigens nimmt er meistens überhaupt kein Lunch —; aber er möchte Sie gern begrüßen." — Der Präsident sass am Schreibtisch; wir defilierten, einer nach dem anderen, an seinem Sessel vorbei. Jeder wurde ihm vorgestellt, und er schaute jedem eine Sekunde lang aufmerksam ins Gesicht, während er ihm die Hand gab. Sein Blick schien mir sehr herzlich und etwas müde. Ich fand seine Augen von einem intensiveren, stärkeren Blau, als ich es, den Bildern nach, erwartet hatte. Er wusste, dass viele unter uns Verbannte waren, Flüchtlinge aus Italien, Deutschland oder Spanien. Die

Gewalthaber in unseren Heimatländern würden uns umbringen, wenn sie uns erwischen könnten. Er aber ist der mächtigste Mann des mächtigsten Landes der Erde, und er legte Wert darauf, uns Freundlichkeit zu erweisen.

Die Mahlzeit wurde auf einer Terrasse serviert, die Halbkreis-förmig in den Park hinaus geht. Auf dem weiten Rasenplatz, über den wir den Blick hatten, spielte ein Orchester; die Musikanten hatten rote Uniformen an. Das Bild war reizend, wir waren alle vergnügt. Man hatte uns an kleinen runden Tischen placiert; Toller sass ein paar Schritte von mir entfernt, mit Dorothy Thompson zusammen. Während ich mich mit einer Delegierten aus Neuseeland und mit der charmanten, zerstreuten, geistvollen Annette Kolb unterhielt, hörte ich meinen Freund Toller am Nebentisch lachen; Dorothy Thompson hatte etwas Amüsantes gesagt. Ich dachte wieder: Toller ist in besserer Stimmung als seit langem. Sein Lachen hatte herzlich geklungen; ich war froh darüber.

Er interessierte sich an diesem Tage für alles und alles schien ihn zu freuen. Nach dem Lunch zeigte uns Mrs. Roosevelt das Weisse Haus, das zwischen einem repräsentativen kleinen Palast und einem sehr behaglichen Privatheim so anmutig-würdig die Mitte hält. Und Toller war entzückt über die Schlichtheit und den noblen Takt, mit dem "the First Lady of the country" den "Führer" für die internationalen Schriftsteller machte. Immer wieder rühmte er die Einfachheit und die Vornehmheit, die sich im Wesen unserer Gastgeberin, wie auch in der Atmosphäre des Hauses, so harmonisch miteinander verbanden. "Das haben wir in Deutschland nie gehabt!" rief Toller. "Die Repräsentanten der Weimarer Republik haben ihn nie gefunden, diesen guten Stil, der das echt Demokratische mit aristokratischem Anstand vereinigt..."

Wir bitten dringend unsere Leser bei ihren Einkäufen die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich dabei jeweils auf die Annonce in unserer Zeitung zu beziehen.

All dies schien ihn sehr zu beschäftigen. Wir machten eine schöne Autofahrt zu viert — Dorothy Thompson, Annette Kolb, Toller und ich —, und er war gesprächig und animiert. Dorothy zeigte uns das Haus des Generals Lee, in den Hügeln droben; und die Gräber, wo die Gefallenen des Weltkrieges und des Spanisch-Amerikanischen Krieges und des Bürgerkrieges ruhen. Toller schien innig bewegt vom Anblick der vielen weissen Grabmäler. Er sprach davon, wie es ihn rühre, dass hier, unter dieser Erde, die feindlichen Brüder, die im Bürgerkrieg aufeinander geschossen hatten, so einträchtig nebeneinander liegen, und dass die Stadt Washington ihnen allen, den Söhnen des Südens und den Söhnen des Nordens, die gleiche Ehre erweise.

Wir sprachen über hundert Gegenstände: über die Grösse Amerikas, und über die deutsche Tragödie, und über die Politik des Vatikans — wobei Dorothy Thompson sich sehr geistvoll und heftig ereiferte —, und über den Film "Confessions of a Nazi Spy", und über andere Filme, die in diesem Geiste zu machen wären, und wieder über Deutschland. Immer wieder kamen wir auf dies ewig erregende Thema zurück, mit dem unsere amerikanische Freundin, Dorothy Thompson, fast ebenso unablässig und leidenschaftlich beschäftigt ist, wie wir, denen das deutsche Problem recht eigentlich das Lebenszentrum, als Fluch und Hoffnung, bedeutet. Toller liess nichts Pessimistisches hören. Er berief sich auf zuverlässige Informationen aus dem Reiche, dahin lautend, dass die Opposition der Deutschen gegen ihr Regime, untergründig aber intensiv, sich verstärkte.

Im Hotel "Mayflower" plauderten wir weiter — Miss Thompson, Toller und ich, während Annette Kolb sich in einem Zimmer erholte. Dann trafen wir, die wir uns abgesondert hatten, den "Rest der Klasse" in einem schönen Privathaus wieder: Mr. Eugen Meyer, der Besitzer der "Washington Post", und Mrs. Agnes Meyer gaben einen Empfang für den P.E.N.-Club. Gegen sieben Uhr musste die Gesellschaft aufbrechen, um einen Zug zu erreichen; nur Toller und ich blieben zum Abendessen. Ausser der engsten Familie gab es bei Tisch den konservativen Journalisten Marc Sullivan — einen der einflussreichsten Publizisten streng "Repu-

blikanischer" Observanz. Toller blieb bis zum Schluss der Geselligkeit ebenso ange-regt, wie ich ihn den ganzen Tag gefunden hatte. Mr. Sullivan würzte die Konversation mit kleinen Attacken gegen den New Deal und erinnerte sich mit würdevoller Wehmut der Zeiten, da er mit Mr. Hoover im Weissen Haus irgendetwas Amüsantes und Erholsames zu spielen pflegte — eine Art von Tisch-Tennis, wenn ich mich recht erinnere. Uebrigens unterhielten wir uns recht artig mit dem erfahrenen, gescheiten Gentleman. Politische Meinungsverschiedenheiten sind unter zivilisierten Leuten kein Grund, einander an die Gurgel zu springen...

Mrs. Meyer ist eine der kultiviertesten und klügsten Frauen, die ich je gekannt habe. Nach Tisch zeigte sie Toller und mir die Kostbarkeiten ihrer Bücher-Sammlung, und wir bewunderten ein paar Bilder, besonders einen Cézanne, und eine Rodin-Statuette; Frau Agnes erzählte von Meister Rodin, den sie gut gekannt hat, und von alten Pariser Tagen. Später unterhielt Toller sich ausführlich mit der begabten Tochter des Hauses. Sie ist Journalistin, and da sie ihren Beruf äusserst ernst nimmt und sich mancherlei Gedanken macht, waren Rat und Meinung des deutschen Dichters, der so viel erlebt und geleistet hat, ihr höchst willkommen...

"Es ist ein schöner, reicher Tag gewesen," sagte Toller zu mir, als wir dann in seinem Pullman-Compartment beieinander sassen. "Es war ein lohnender Tag. Wir haben viel gesehen, viel gelernt..."

Er war immer noch zuversichtlich gestimmt, obwohl er auch seine Sorgen erwähnte. Freundschaftlich offen diskutierte er, was ihn ängstigte und bedrückte; auch seine neuerdings bedrängte finanzielle Lage spielte ihre Rolle in unserem Gespräch; wir berieten, wie sie zu verbessern wäre. Wichtiger als die Sorgen schienen ihm die Zukunftspläne. Er redete lange von der Europa-Reise, zu der er entschlossen war, und von einem Sammelband seiner Aufsätze und Manifeste, den er in London herausbringen wollte, und von einem neuen Stück, mit dem er sich beschäftigte. Nur über sein letztes Stück, den "Pastor Hall", sagte er nichts. Ich wusste, wie der Umstand, dass es noch von keiner Bühne angenommen war, ihn enttäuschte und bitter machte...

Ehe wir uns trennten — denn ich hatte

813

mein Bett in einem anderen Abteil — rief er noch mit einer flehenden Stimme, in der plötzlich ein Weinen zitterte: "Wenn ich jetzt nur schlafen könnte! — Niemand, der es nicht selber durchgemacht hat, kann ahnen, was das bedeutet: nicht schlafen zu können..."

Er konnte aber nicht schlafen. Als wir am nächsten Morgen, in einer Cafeteria nahe dem Pennsylvania Bahnhof, miteinander frühstückten, sah er verwüstet aus. Sein Gesicht war grau, und um die tragischen Augen hatten sich die dunklen Schatten vertieft. "Ich habe die ganze Nacht wach gelegen...", sagte er mir. Dann sprachen wir über die Nachrichten in der Morgenzeitung. Ich merkte, dass es Toller nicht leicht fiel, seine Gedanken zu konzentrieren, und dass ein Lächeln, zu dem er seine Züge manchmal zwang, ihm sehr wehe tat.

Wir trennten uns an einer Station der Subway. Jetzt, nachträglich, kommt es mir vor, als habe er mir damals ausführlicher die Hand gegeben als sonst, und als sei der Blick, mit dem er Abschied nahm,

besonders kameradschaftlich und doch, auf eine kaum zu definierende Art, seit-sam fremd gewesen.

Das war am zwölften Mai 1939, zehn Tage vor Tollers Tod. Ich konnte um diese Zeit nicht in New York bleiben, und hatte keine Gelegenheit, ihn wieder zu sehen. Der Tag in Washington war unser letztes Beisammensein. Während wir damals, im Weissen Haus oder im Hotel Mayflower oder bei Eugen Meyer, mit ihm lachten und diskutierten, hat er immer dieses "Andere" im Herzen gehabt, wie eine Wunde, die immer grösser wird —: diesen finsternen Drang zum Tode, den er bekämpfte und niederhielt, und der schliesslich, in der finstersten Stunde, überwältigend stark war. Beinah unerträglich ist die Vorstellung, wie sehr er damals, in unserer Mitte, gelitten haben muss, ohne dass wir es merkten. Und quälender als der Schmerz um einen verlorenen Menschen wird die hilflose Frage, die uns Lebenden bleibt:

Was wissen wir voneinander?

(1939)

Hinweis: 20 fehlt!

L¹⁹;
~~19~~